

Vorwort

›Sportwissenschaft als Kulturwissenschaft‹ ist der programmatische Versuch, den u.a. in den Sozialwissenschaften diagnostizierbaren *cultural turn* produktiv auf die Sportwissenschaft zu beziehen, wofür wir selbstverständlich nicht am Punkte Null beginnen müssen. Die besondere Herausforderung der Sportwissenschaft liegt in deren ausgeprägter Multidisziplinarität. Hier sind es insbesondere die unverzichtbaren sogenannten naturwissenschaftlichen Disziplinen, die sowohl kulturwissenschaftlich verortet als auch in ihren Eigenbedeutsamkeiten bewahrt werden müssen.

Die Ethnologie kann als die Leit- und Vorbildwissenschaft der Kulturwissenschaften gelten. Daher wird der Band durch einen Beitrag aus der Ethnologie eröffnet. Folgt man einigen Bemerkungen von Bernhard Streck aus *Fröhliche Wissenschaft Ethnologie* (Wuppertal 1997), kann man sagen, daß der vorliegende Band eine lange Fußnote zu Herder ist – zu dem von ihm begründeten »Denken in beweglichen Horizonten« (Streck), zu dessen Bildungstheorie, zu seiner ›Abhandlung über den Ursprung der Sprache‹.

Inhaltlich thematisiert der Beitrag von Bernhard Streck die *göttliche* Bewegung. Die Götter stehen als Chiffre für das, was nicht in der Hand von uns Menschen liegt – was ja nicht heißt, daß Götter nicht umschmeichelt sein wollen bzw. verführt werden können. Der Beitrag erinnert damit – ohne überhaupt explizit davon zu reden – an ein Spannungsverhältnis, ohne das der Sport nicht zu haben sein dürfte; nämlich an die Spannung, gewinnen

zu *wollen* ohne daß doch der Sieg *kalkulierbar* sein darf. Hier liegt die hohe Kunst des Spielens – jene Gratwanderung zu kultivieren, alles nur Mögliche für den eigenen Sieg zu tun und doch offen dafür zu sein und zu bleiben, daß dieser Sieg einem zu-fällt. Helmuth Plessner sprach von der Unentscheidbarkeit von Macht und Ohnmacht des Menschen; bei Martin Seel kann man viel zu jenem Glücksbegriff erfahren, der das Sich-bestimmen-Lassen noch integrierte: daß Menschen Glück haben müssen, um zu ihrem Glück zu gelangen; Kurt Röttgers kontrastiert ein autonomes und ein verführtes Subjekt. Das alles beschwört kein Geschick höherer Mächte; es ist lediglich die verführerische Absage an jene Sorte von Rationalität, die meint, für alles Tun einen Nutzen, eine Absicht oder ein sonstwie *vorab fixierbares* Worumwegen (telos) in Anschlag bringen zu sollen. Es ist der Stachel der »Verschwendung« (Streck: s.u.), der die Spannung zum Ökonomieprinzip aufrecht erhält. In jenen körperlichen Praktiken, in denen diese Gratwanderung schlicht um ihrer selbst willen zelebriert wird – und nicht, weil es gesund ist, der sozialen Integration dient oder was auch immer –, da wird das sportliche Spiel zum Fest.

Insofern richtet sich der *cultural turn* wieder – wie schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts – gegen die ›Entzauberung der Welt‹ (Weber). Vermeiden wollen wir dabei gerne jeden Unterton des Verlustes – so, als habe Kultur und Kulturwissenschaft hier etwas zu kompensieren. Solche Kompensation ist nicht nur ideologisch fragwürdig, sie trifft die Sache des Sports nicht. Sport verlangt nicht ein je individuelles Höchstmaß an abrufbarer Leistung plus vernebelnden Weihrauch gegen die dabei entstehenden Leiden. Es ist schlicht Verrat am Sport, wollten wir unterstellen, daß der sportliche Sieg *de facto* zwar niemals vollständig, aber *im Prinzip* durchaus berechenbar ist: »daß es also prinzipiell keine geheimnisvollen unberechenbaren Mächte gebe« (Weber). Der Zufall des Sieges ist vielmehr Bestandteil des *sportlichen* Tuns und daher ist der Sieg *als unberechenbarer* zu inszenieren. Den Zufall als konstitutives Moment des Sports zu inszenieren, ist Kritik an der *Kulturindustrie*, hier: an jener Ideologie des Sports – wie sie durchaus auch in Teilen der Sportwissenschaft transportiert wird –, die den sportlichen Körper nur als Instrument des Sieges kennt. Es ist daher immer wieder nützlich, die Nebelschwaden der Ideologie zu lichten, was zugegeben seine eigenen Härten hat. Selbst der vermeintlich so friedselige Jesus jagte bekanntlich die Krämer aus

dem Tempel. Der Band wird daher beschlossen durch den Beitrag von Christoph Auffarth, der die nüchterne Gegenbewegung verkörpert. Als Religionswissenschaftler schlägt er die gleichsam profane Lesart vor: Kultische Rituale kann man schlicht auch in Begriffen von Physiologie und Psychologie beschreiben. Wenn man den Nebel verjagt, bleiben vom *enthousiasmos* (Gottergriffenheit) vielleicht nur ein paar ausgeschüttete Hormone. Euripides als »ein äußerst feinfühlig beobachtender Psychologe« (Auffarth: s.u.).

In diesem Rahmen versuchen wir selbst, eine zeichentheoretische Lesart sportlicher Bewegungen zu geben und in ihren Kontrasten zu anderen theoretischen Ansätzen zu profilieren. Eine solche Lesart ist politisch nicht unschuldig. Sie beseitigt im logischen Kern die Möglichkeit, ›Sport‹ als ein neutrales Gebilde zu verstehen, welches dann, *auch noch*, guten oder schlechten Einflüssen unterworfen ist. In der vorgeschlagenen zeichentheoretischen Lesart ist ›Sport‹ ein Politikum. Einer der metatheoretischen Gewinne besteht in einer bestimmten, wir würden sagen: attraktiven Verhältnisbestimmung von ›Natur‹ und ›Kultur‹ menschlicher Bewegungen. Es handelt sich zugleich um die Weiterentwicklung unserer Versuche, die Sportwissenschaft in besonderer Weise auf menschliche körperliche *Bewegung* (und z.B. nicht auf bewegte Körper) zu fokussieren. Uns scheint gerade darin, der Möglichkeit nach, der spezifische Beitrag des Faches sowohl hinsichtlich des Kanons vorliegender Wissenschaftsdisziplinen als auch hinsichtlich praktischer gesellschaftlicher Problemstellungen zu liegen.

Das Geschäft der Metatheorie ist das der Verortung. Was wir daher nur andeuten können – (wie) wirkt sich eine kulturwissenschaftliche Fassung von Sportwissenschaft in der konkreten sportwissenschaftlichen Praxis aus? –, führt der Beitrag von Katrin Albert exemplarisch aus. Direkt aus der Werkstatt wird am Beispiel biographischer Erzählungen von Hauptschülern von dem Anliegen und den (methodischen) Schwierigkeiten berichtet, die Bedeutungen sportlicher Bewegungen zu rekonstruieren.

Der *cultural turn* ist nicht nur klasse. Die Vorbehalte, wie sie exemplarisch in der Geschichtswissenschaft lebendig sind, haben ihre eigene Berechtigung. Dort, wo sich ein kulturwissenschaftlicher gegen einen sozialwissenschaftlichen Ansatz meint stellen zu sollen, ist etwas schräg. Der Beitrag von Volker Schürmann formuliert notwendige Abgrenzungen und diskutiert das schwierige

Folgeproblem des Verhältnisses von Kultur- und Sozialwissenschaften einerseits und verschiedenen Sprachtypen andererseits.

Nicht zuletzt sollte und müßte sich ein Unterschied im theoretischen Grundverständnis auch in den nicht-wissenschaftlichen Praktiken des Sports als Unterschied bemerkbar machen. Ohne Zweifel besteht in diesem Übergang primär ein Bruch, der *direkte* Auswirkungen nicht nur nicht zuläßt, sondern eine Suche danach geradezu verbietet. Metatheoretische Unterschiede zwischen kulturwissenschaftlichen und nicht-kulturwissenschaftlichen Fassungen von Sportwissenschaft zeigen sich gerade nicht primär in unterschiedlichen Ergebnissen, sondern sind ein Unterschied des Lichtes, in das alte und neue Ergebnisse gerückt werden. Immerhin ist auch das ein Unterschied. Der Beitrag von Eckehard F. Moritz bohrt in ingenieurwissenschaftlicher Perspektive den Tunnel zwischen Sportwissenschaft und nicht-wissenschaftlicher Praxis von der anderen Seite her. Wie und unter welchen Bedingungen müß(t)en Sportgeräte so entwickelt werden, daß sie kultursensitiv sind? Ist in bezug auf Sportgeräte so etwas von der Art einer kulturellen Ergonomie denk- oder gar machbar?

Wie nicht anders zu erwarten und wie es sich gehört, kann man die einzelnen Beiträge dieses Bandes auch in ganz anderer Weise auffädeln als soeben geschehen. Z.B. kann man herausstellen, daß es in allen Beiträgen auf ganz unterschiedliche Weise um die *Begegnung* unterschiedlicher Kulturen geht. In dem Beitrag von Moritz geradezu programmatisch und emphatisch, in den Beiträgen von Streck und Auffarth ganz offenkundig, in unseren eigenen Beiträgen um die Begegnung unterschiedlicher Theoriekulturen, in dem Beitrag von Albert um unterschiedliche methodische Welten. Wir möchten daher dringend empfehlen, dieses Vorwort beim Lesen der Einzelbeiträge wieder zu vergessen. Dies schon aus Respekt vor den beteiligten Autoren, die wir in jenem ersten Auffädeln ganz ungeniert in *unser* Programm eingemeindet haben. De facto stehen die einzelnen Beiträge jedoch zunächst einmal für sich selbst ein und wollen auch so behandelt sein. *Wir* wollten nur deutlich machen, daß es kein Zufall, sondern hochgradig absichtsvoll war, gerade *diese* Beiträge hier zu versammeln. Womit wir den Beteiligten aufrichtig danken, daß sie das mit ihren Beiträgen haben machen lassen.

Monika Fikus & Volker Schürmann